

Glaubenssachen

Sonntag, 17. Januar 2010, 08.40 Uhr

Die Unsterblichkeit des Goldenen Kalbs
Über das Zinsverbot in den Religionen
Von Mathias Greffrath

Redaktion: Bernward Kalbhenn
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndrkultur.de

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Anstelle von Hammer und Nägeln nahmen sie Tesafilm, die Frau und die drei Männer. Damit klebten sie am 30. Oktober 2009, am Vortag des Reformationstages, Thesen an die Glastür der Paulskirche zu Frankfurt: einen flammenden Aufruf „gegen Wachstumszwang und für ein christliches Finanzsystem“. „Du sollst von deinem Bruder nicht Zinsen nehmen“ – so zitiert These 2 das Zinsverbot aus dem 5. Buch Mose.

Neun komma fünf statt fünfundneunzig Thesen haben sie angeschlagen, mit deutlichem Bezug auf Martin Luther also. Für den war das Zinsnehmen ein Zeichen dafür, dass die Welt sich „dem Teufel verkauft“ habe. Zins, das war ihm ein „in der Wolle gefärbter Dieb und Mörder“.

Die Paulskirchen-Aktion der vier Christenmenschen fand ein Jahr nach dem Ausbrechen der Weltfinanzkrise statt, als der Schock längst verdampft war, unter dessen Eindruck marktwirtschaftliche Minister davon redeten, dass nichts so bleiben werde, wie es war, ja an die Verstaatlichung der Banken dachten – und dann war doch alles fast wieder genau so war wie vorher: in den Steueroasen, bei den Boni für die erfolgreichsten Spekulanten, und beim lauten Ruf der Politiker nach mehr Wohlstand durch mehr Wachstum.

Der Frankfurter Thesenanschlag blieb weitgehend unbeachtet – vielleicht hätten die Verfasser ihr Manifest statt an die Glastüren der Paulskirche lieber an den Eingang zu den Doppeltürmen der Deutschen Bank heften sollen – dort wo man bekanntlich eine Rendite von fünfund-zwanzig Prozent nach wie vor für angemessen hält.

Christen und ihre Kirchen, so forderten sie, sollten Alternativen zum zinsgestützten Geldsystem entwickeln; die kirchlich Beschäftigten sollten überprüfen, ob sie es mit ihrem Gewissen vereinbaren können, dass ihre Alters-Zusatzversorgung auf einen Zinszuwachs von 6% pro Jahr kalkuliert sei, also auf spekulativer Grundlage; christliche Banken sollten zinsfreie Geldanlagen anbieten (wie die islamischen es schon immer tun), die Kirchen kleine Wirtschaftskreisläufe mit einer „eigenen, zinsfreien Währung“ einführen – als Inseln im kapitalistischen Meer.

Den Zins abschaffen? Auf das biblische Gebot eine Politik gründen? Luther hatte damals resigniert. „Ich habe“, so schrieb er 1540, „gegen den Wucher geschrieben, aber da war er schon so gewaltig eingerissen, dass ich auf keine Besserung zu hoffen wußte...“ Und die katholische Kirche war, bei allem verbalen Bekenntnis zu Moses 5, 23 schon seit langer Zeit lax in der Zinsfrage, hatte sie doch bei der Erfindung des Fegefeuers speziell auch an Wucherer gedacht, die sich, als läßliche Sünder, den Weg ins Himmelreich freikaufen konnten. Formell aufgehoben wurde das Zinsverbot 1822, aber schon lange wußte niemand mehr davon.

Der folgenfreie Einspruch gegen das Zinsnehmen, gegen die Macht des Geldes überhaupt, ist wahrscheinlich so alt wie das Geld selbst. Im aufgeklärten Griechenland sah Aristoteles im Geld zwar eine geniale soziale Erfindung, weil es den Tausch erleichtere, andererseits hielt er den Zins, durch den „Geld aus Geld“ entsteht, für widernatürlich.

Oder Thomas von Aquin: Zinsen seien der Preis für die Zeitspanne, in der der Verleiher auf das Geld verzichte. Die Zeit aber gehöre Gott – und im Übrigen beruhe der Gewinn, den der Geldgeber einstreiche, auf der Arbeit anderer, sei mithin ungerecht. Aristoteles und Thomas von Aquin – da haben wir gleich zwei geistige Vorläufer von Karl Marx, aber Zins und Kapital und Geld haben ja auch den überlebt. Sie scheinen ewig.

Stellt sich die Frage: Ist es nicht weltfremd, Verhaltensregeln, die für eine Nomadengesellschaft vor drei-, viertausend Jahren sinnvoll waren, heute zu postulieren, um das Weltfinanzsystem zu kurieren? Ist das nicht fundamentalistisch?

Denn, wer den Zins abschaffen will, müsste auch das Geld abschaffen. Gibt es das erst einmal, beschleunigen sich Handel und Wandel, weitet sich die Arbeitsteilung aus, ist es möglich, vorzusorgen – gleichzeitig aber kann man mit Geld auf dem Markt die Arbeit anderer kaufen – als Sklaven, als Knechte, als Lohnarbeiter – und von deren Arbeit leben, oder das Geld verleihen und am Fleiss, am Erfindungsreichtum, am Glück des Schuldners Teil haben, ohne Risiko und ohne eigene Arbeit.

Aber Zins in Biblischer Zeit ist nicht Zins heute und nicht Zins vor dreihundert Jahren. Der Zins trägt einen historischen Index: in der israelischen Nomadengesellschaft sollte das Zinsverbot sicherstellen, dass niemand sich an der Notlage seines Nächsten bereichert, aber das Zinsverbot war nur ein Mechanismus, um die Solidarität zu sichern: alle sieben Jahre gab es einen Schuldenerlass – das Jubeljahr.

Ziel solcher Regelungen war es, den Zusammenhalt der Gemeinschaft zu sichern. Zudem war das Geld in einer Agrargesellschaft mit geringer Produktivität und außerhalb der wenigen Städte noch ein Fremdkörper, und Leihen nur ein Notbehelf – der Zins von daher erst recht moralisch fragwürdig. Natürlich gab es auch märchenhaften Reichtum, aber der beruhte nicht auf der Zinsknechtschaft, sondern auf Knechtschaft, und er trug nicht zur Produktivität der Gesellschaft bei.

Das wird anders mit Anbruch der Neuzeit. In ihr wird das Geld zum Kapital und katapultiert die europäische Menschheit aus dem Kreislauf der traditionellen Welt in die Beschleunigung der Wachstumsgesellschaft. Am Anfang jeder Produktion steht das Geld. Mit ihm werden der Rohstoff der Arbeit, die Werkzeuge und die Arbeiter gekauft. Und da die wenigsten Unternehmer adelige Landeigentümer oder Conquistadoren sind, die ihr Land versilbern oder über geraubtes Silber verfügen, steht am Anfang der Produktion die Bank. Geld wird zum Wachstumsbeschleuniger der Moderne. Zum Wechsel auf eine Zukunft, in der man Wachstum erwartet, einem Wechsel, der im Zwang der Konkurrenz ständig fällig wird.

Der kapitalistische Sonderweg Europas wird möglich durch Wissenschaft, Technik, Handwerk und Kooperation, aber angetrieben wird er durch den Zwang des Kapitals, sich zu vermehren. Den verstärkenden Hebel dieser schöpferischen Zerstörung bildeten – wie man heute sagen würde – die Finanzprodukte: der Kredit und die Aktiengesellschaft. Beide sammeln Geld, um Produktionsprozesse möglich zu machen, die kein einzelner Kapitalist, und sei er noch so reich, finanzieren könnte.

Das Wachstum freilich, als dessen „dämonischen“ Motor die Frankfurter Reformatoren das Zinssystem sehen, explodiert erst im 18. Jahrhundert. Erst mit dem fossil befeuerten Industriekapitalismus werden die Wachstumsraten der Agrargesellschaft – die immer noch nur knapp über einem Prozent lagen – abgelöst vom rasanten Wachstum der Industriegesellschaft. Die Banken und die Aktiengesellschaften sind die Finanziere der Imperien von Stahlkönigen, Eisenbahnmagnaten, Kohlebaronen; das Zinsnehmen wurde von einem anrüchigen Geschäft im Hinterzimmer zu einem honorigen Beruf, die Geldverleiher zu halbfeudalen Stützen der Gesellschaft und Heroen des Fortschritts.

Mochte der Kapitalist nur am Profit interessiert sein – „Geld, Geld, das ist Moses und die Propheten“, wie Marx schrieb – seine Geldgier war der Treibsatz eines Prozesses, an dessen Ende das Reich der Freiheit stehen könnte. Auch die Heroen der bürgerlichen Wirtschaftswissenschaft sahen es so. Wachstum war nicht der Zweck, sondern das Mittel. „Es mag“, schrieb John Maynard Keynes 1930, auf dem Höhepunkt der ersten globalen Wirtschaftskrise erstmals, „(in der Lebenszeit unserer Enkel) ein Punkt erreicht werden, an dem (die Grundbedürfnisse) in dem Sinne befriedigt sind, dass wir es vorziehen, unsere Kräfte künftig auf nicht-ökonomische Zwecke zu verwenden. (...) Die Liebe zum Geldbesitz wird erkannt werden als eine irgendwie Ekel erregende Krankhaftigkeit, eine dieser halb kriminellen, halb-pathologischen Eigenarten, die man mit einem Schauer an den Spezialisten für Geisteskrankheiten weiterreicht, der dann untersuchen mag, was es mit Menschen auf sich hat, die ihr Interesse an der Welt immer weiter in die Zukunft schieben.“ Und die Enkelgeneration, so schrieb Keynes, würde „ihre wahren Interessen entdecken“: Muße, Selbststeigerung, kulturelle Aktivitäten, Naturgenuß, Nächstenliebe und, so schreibt er „zu einigen der sichersten und gewissensten Grundsätzen der Religion zurückkehren: daß Habsucht und Geiz ein Laster, Wucherzinsen abzupressen ein Vergehen, Liebe zum Geld verächtlich ist.“

Der Bildungsbürger Keynes konnte sich nicht vorstellen, dass der Besitz von Heimzapfanlagen, Espressomaschinen und Flachstbildschirmen attraktiver sein könnte als Muße und Bildung. Designerhandys, sechs mal Billigflug pro Jahr, Wegwerfschränke, Überraschungseier rechnete Keynes nicht zu den Unwegdenkbarkeiten des kultivierten Mittelschichthaushalts. Und dann passierte noch einiges mehr, das Keynes nicht voraussah: Die Ausweitung der Märkte durch die Dekolonisierung, das Ende des Kommunismus und die Globalisierung belebten die erlahmende Wachstumsdynamik. Und schließlich dann: die Entkoppelung der Finanzsphäre von der Realwirtschaft.

Damit kehren wir zurück zu den Kämpfern gegen das Zinssystem vor der Paulskirche in Frankfurt. Die jüngste, grosse Krise ist das Resultat einer Entwicklung, in der die Banken endgültig von Vermittlern produktiver Prozesse zu den bestimmenden Akteuren des Kapitalismus wurden. Seit dreissig Jahren sinken die Wachstumsraten in den westlichen Industrienationen. Und auch die Löhne. Und das Arbeitsvolumen. Und die Nachfrage. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Aber die Geldeinkommen und die Vermögen wuchsen weiter, die Zinsrate war höher als die Wachstumsrate – und das hiess: Unternehmer konnten nur noch verdienen, wenn sie billiger produzierten. Oder den Mehrwert umverteilten – von den Löhnen zu den Gewinnen. Oder sich auf die Suche machten, nach Ländern oder Sektoren, in denen es die alten Renditen noch gab. Oder gleich spekulierten statt produktiv zu investieren.

Etwa vor dreissig Jahren, als das begann, kam das Wort „Finanzindustrie“ auf. Früher war, so sagt es der Nobelpreisträger Krugman, „banking boring“. Ein langweiliges Geschäft, man nahm Spargeld entgegen und verlieh es, eine Dienstleistung. Nun, da zuviel Geld da war, ging es darum, kreativ in einer abflachenden Wachstumskurve die alten oder höhere Erträge zu erzielen. Der Stern des Investmentbanking ging auf. Das überschüssige Kapital drängte in die Privatisierung von Bahn, Elektrizität, Wasser, spekulierte auf den Rohstoffmärkten, im Aufkauf und der Zerlegung von Unternehmen, auf den Währungsmärkten. Dabei wurden Renditen erzielt, die in einer Wirtschaft, die es mit der Produktion von Dingen durch Menschen zu tun hat, nicht realisierbar sind. Und am Ende nahmen die Investmentbanker mit Krediten Kredite auf, und trieben betrügerischen Handel mit faulen Hypothekenforderungen. Es war ein Pyramidenspiel, in dem aus Geld ohne Umwege mehr Geld ge-

macht wurde - mit überschuldeten Hauskäufern als Fusstruppe. Aber eine Zeitlang geht das immer gut:

Das Mißverhältnis von Geldvermehrung und realer Wirtschaft, von Produktivität und Gewinn- gier hält an, auch nach dem Crash von 2008. In den USA werden die Großbanken für 2009 mehr Boni und Gehälter auszahlen als 2007, im letzten Jahr vor der Krise. Und doch sind die Bonuszahlungen nicht das wahre Problem. Die Manager sind nur Marionetten, an den Fäden ziehen die Aktionäre, die, angestachelt von den Analysten, auf die riskanten Geschäfts- modelle drängen und die Anreizsysteme entsprechend gestalten - und das nicht nur die Superreichen, sondern auch die kleinen Shareholder von Pensionskassen, die nur für ihr Alter mit Angelschein vorsorgen wollen.

Man müßte also wohl mehr als den Zins abschaffen, um die Spekulationsmaschine zum Halten zu bringen. Und das hiesse, man müßte - jedenfalls in Amerika, aber bald auch hier - man müßte über neue Formen der Altersrente nachdenken. Und auch über neue Wege, den Staat und seine Aufgaben zu finanzieren. Wenn der Weg in die Staatsschuld - die ja Zins- zahlungen an die Gläubiger nach sich zieht - verbaut ist, wird man die Leistungen drastisch kürzen - denn die Zeiten sind lange vorbei, in denen ein Plutokrat wie Walter Rathenau forsch forderte, alle verdienstlosen Massenerben steuerlich zu enteignen. Auch den Gang in die Nische einer christlichen Bank, in der Menschen ihr Geld zinsfrei deponieren, damit es zinsfrei ausge- liehen werden kann, werden wohl nicht viele gehen, die auf die paar Groschen von ihren Sparbüchern angewiesen sind.

Und das Modell der „Islamischen Bank“, das die Vier herbeizitieren, wird den Wachstums- zwang kaum lindern, außer in der Schweinefleisch- und der Alkoholbranche. Denn Islamische Banken dürfen zwar keinen Zins verlangen, aber stattdessen wird das Geld der Kunden in Beteiligungen an Industrieunternehmen angelegt; sie erhalten somit keinen risikofreien Zins auf ihr Geldvermögen, sondern eine Gewinnbeteiligung, die aber in der Regel auch nicht niedriger sind als die bei Fonds herkömmlicher Art. Solange Menschen Geldvermögen haben, werden sie es vermehren wollen - in unsicheren Zeiten sowieso.

Und dann ist da noch die Größenordnung: die erfolgreichste deutsche Bank, die in nach- haltige soziale, ökologische und Wohnprojekte investiert, die GLS-Bank, hat eine Bilanz- summe, die ein Zweitausendstel von der der Deutschen Bank ausmacht. Bis auf weiteres siegt an der Zinsfront also Goliath gegen David.

Das Problem freilich, auf das die 9 komma 5 Thesen an der Paulskirche deuten, das Problem drängt. Die Umwelt-, Rostoff- und Klimakrise, die sich, so will es der historische Zusammenfall, gleich- zeitig mit dem Sinken der guten alten Kapitalrenditen ankündigte, fordert von uns, so sagen es die Ökonomen und Klimaforscher, gigantische Investitionen in Energiesysteme, den Um- bau der Städte, der Verkehrssysteme, und einen noch gigantischeren Transfer von Kapital und Technologie in die Länder, die noch wirtschaftlich schnell wachsen und - aus Gründen der Gerechtigkeit und um Hunger und Elend zu bekämpfen - noch wachsen müssen.

Was also anstünde, wäre ein globales Jubeljahr, mit einem Schuldenerlass für die Dritte Welt, mit einem Reichtumsausgleich zwischen den arrivierten und den spät kommenden Industriegesellschaften, mit einer Annullierung aber auch der Staatsschulden in den alten Industrienationen, damit sie die Zukunftsaufgaben in Angriff nehmen können. Staatliche Investitionslenkung also und Reichensteuern für die Bildung und Arbeitszeitverkürzung,

damit die schrumpfende Wirtschaft nicht auch noch zum Zerfall unserer Gesellschaft in alimentierte Analphabeten und Mittelschichten in eingezäunten Wohnvierteln führt.

Und das heißt: wichtiger als die Schaffung moralisch korrekter Investitionsinseln für Menschen mit Geld und Gewissen ist der politische Druck aufgeklärter Bürger auf die Regierungen. Und genau so nötig wie eine Ethisierung des ökonomischen Verhaltens brauchen wir eine ökonomische Wissenschaft, die sich in ihrer innersten Konstruktion und ihren Begriffen vom Zauber der Geldvermehrung löst und ihr Fundament wieder in den realen Dingen in der realen Welt findet.

Die Klimakrise gibt uns die Chance für eine solche Rückbesinnung. Die physikalischen Unausweichlichkeiten, mit denen sie uns konfrontiert, geben der Wirtschaft das Maß vor, an dem sich das ökonomische Handeln orientieren muß, nicht aus moralischen Gründen, sondern aus solchen der Selbsterhaltung einer weltweit vernetzten Gattung auf einem endlichen Planeten. Sie gibt uns ein Ziel vor, das wir nur durch gemeinschaftliches Handeln und durch Veränderungen unserer Lebensweise erreichen können – und das wir erreichen müssen. Das Ethos dieses Handelns muss in die Ökonomie einwandern. Und insofern ist die Sprache der Moral keine andere als die der Ökonomie. „Christen“, so hieß es im Frankfurter Thesenanschlag, „sollen nicht aus wirtschaftlichem Kalkül, sondern aus Glaubensüberzeugungen ihr ökonomisches Handeln betreiben“ – das klingt angesichts der Katastrophen, die auf uns zukommen, zu defensiv. Es ist auch der ökonomische Imperativ selbst, der uns gebietet, anders zu wirtschaften, wenn Wirtschaften denn heisst: mit vorhandenen Mitteln das Leben zu sichern und das gute Leben zu ermöglichen.

Es geht um mehr als um eine Rückbesinnung auf das kanonische Zinsverbot, um etwas Komplexeres als nur darum, einen „Konstruktionsfehler unseres Geldsystems zu beheben“. Denn der Wachstumsglaube kommt ja nicht von den Zinszahlungen, die wir auf unserem Girokonto wiederfinden – als hätte unser Geld gearbeitet. Der Wachstumsglaube ist tief in unsere Seelen und unser alltägliches Verhalten eingewandert. Und das nicht, weil wir dem göttlichen Verbot des Zinses nicht folgen, sondern weil wir – jedenfalls in der säkularisierten westlichen Welt, den Verlust Gottes nicht gut verkraftet haben. Weil wir nur an dieses eine Leben auf dieser einen Erde glauben.

Aber wenigstens daran sollten wir dann – glauben.

Und uns dann und deshalb daran machen, die Teile unseres Lebens, die wir für uns und unsere Nächsten für wesentlich halten, dem Geldsystem zu entziehen. Und das heisst: So wie die höchste noch tolerierbare Menge an CO₂-Ausstoß das Maß setzen muss für die Gestaltung unserer Produktionsapparate und unserer Konsumgewohnheiten, und die Ökonomen dann berechnen können, mit welchen Mitteln wir das erreichen, und die Politiker es durchsetzen, auch gegen uns – genau so wäre es die Aufgabe eines demokratischen Gemeinwesens freier Menschen, zu bestimmen, welches Maß an Arbeitslosigkeit und verdummender Arbeit wir zulassen wollen; welches Minimum an Bildung für alle wir für erforderlich halten, unterhalb dessen wir nicht mehr von Demokratie reden wollen. Und das gilt auch für das Maß an Urbanität, Gesundheit, Sicherheit im Alter, Arbeitszufriedenheit – alles das sind politische Ziele, die ihren ökonomischen Preis haben und der bleibt nicht ohne Auswirkung auf unsere Art zu leben. Darum geht es in einer nicht verkürzten Ökonomie. Und darum ginge es vor allem in einer nicht verkürzten Politik.

Und deshalb war es wohl doch richtig, dass die vier christlichen Apostel ihre 9 Komma 5 Thesen nicht an die Tür der Deutschen Bank geklebt haben, sondern mit Tesafilm an die Glastür eines Parlaments – wenn es auch nicht das aktuell amtierende war. Ein Anfang, wie viele in diesen Tagen. Man muss auf sie achten.